

Der Pater und das tote Reh

Als es passierte, war ich noch sehr jung, elf oder zwölf Jahre alt. Wir übernachteten auf einer großen Holzhütte, die zu unserem Internat gehörte. Die Hütte war auf einem Berg, vier Stunden zu Fuß entfernt, aber dort oben war eine andere Welt, es gab nur die Bäume und die Wiesen und den Himmel und nichts sonst.

Es hatte die ganze Nacht geschneit. Am Morgen trat ich vor die Tür, ich sollte Holz für den Kamin holen. Das Reh lag hinter dem Holzstapel. Es lebte noch, sein linker Hinterlauf war in der Eisenfalle eingeklemmt, der Knochen war gesplittert, und es hatte zu viel Blut verloren. Wir hatten die Falle auf dem Dachboden gefunden. Wir hatten sie aufgeklappt und Sonnenblumenkerne und Haferflocken davorgelegt, wir hatten uns vorgestellt, dass wir einen Wolf fangen würden oder einen Bären. Eigentlich hatte keiner daran geglaubt, dass wir überhaupt etwas fangen würden, weil solche Dinge ja nie funktionieren. Aber jetzt lag dort das Reh, und wir waren schuld. Ich rief den Pater und die anderen.

Der Pater war ein alter Mann. Er war im Krieg gewesen und erst danach zu den Jesuiten gegangen. Er sagte nichts. Er nahm einen Stein, kniete sich in den Schnee und schlug den Schädel des Rehs ein. Dann ging er in die Hütte, holte Schaufeln und gab sie uns. Wir gruben den ganzen Tag, der Boden war hart gefroren, aber es war gut, etwas für das Reh zu tun, das wir getötet hatten. Schließlich standen wir vor dem Erdhaufen, in dem das Reh jetzt lag. Wir waren müde, und wir schämten uns. Der Pater sagte nichts von einem Geschöpf Gottes, er stellte auch kein Kreuz auf, und er sprach kein Gebet. Er hatte noch Blut an seiner Soutane und an seinen Händen. Er sagte nur einen einzigen Satz an diesem Tag. »Wir alle«, sagte der Pater, »haben nur dieses eine Leben.« Ich habe das nie wieder vergessen.

Ferdinand von Schirach, Schriftsteller

DIE ZEIT (Hrsg.) (2013). Sie haben es mir beigebracht. In DIE ZEIT N° 29.
Abgerufen unter: www.zeit.de/2013/29/lehrer-praegung-einzelbeispiele



Im blütenweißen Kittel

Warum erinnert man sich noch jenseits der 50 an bestimmte Lehrer? Weil sie besonders fies, streng oder unfähig waren? Nichts davon trifft auf Elfriede Profft zu, meine Chemie- und Biologielehrerin. Was war es dann, das ihre nachhaltige Wirkung erklärt?

Nie betrat sie den Chemiesaal ohne ihren blütenweißen Kittel. Allein diese Uniform – und sie trug diesen Kittel wie eine Uniform! – hob sie ab von anderen Lehrern und Lehrerinnen dieser Schule vor den Toren Heidelbergs. Der Kittel bedeutete: Hier bist du im Labor, hier betreiben wir strukturiertes Denken. Diese leidenschaftliche Naturwissenschaftlerin brachte uns bei, dass Chemie die Welt zusammenhält. Uns pubertierend-phlegmatischen Girlies! Wie schaffte sie das? Sie machte keine Mätzchen, sie biederte sich nicht an. Sie teilte komplexe Themen in begreifbare Module. Spannende Module. Wir verketteten also Polypeptide. Wir bauten Laugen zu Salzen (oder war es umgekehrt?) um. Wir spazierten durch das Periodensystem der Elemente, als sei es die Heidelberger Altstadt.

Erschien sie ohne Kittel, war Biologie dran. Mendel, Ernst Haeckel, Crick & Watson, alles gute Bekannte. Als Christiane Nüsslein-Volhard 1995 den Nobelpreis erhielt, fiel mir sofort Frau Profft ein: dass sich Genetik mit dieser Fruchtfliege *Drosophila melanogaster* besonders gut erforschen lässt – na, logisch. Heute wird viel darüber gegrübelt, wie Mädchen für technische und naturwissenschaftliche Fächer zu begeistern seien. Profft war nicht nur der festen Überzeugung, dass jeder darin gut sein kann. Sie ermutigte uns Mädchen auch dranzubleiben. Immer hat das nicht geklappt. Im mündlichen Abitur hätte ich mich auf eine bessere Note prüfen lassen können. Ich habe gekniffen. Sie nahm es zur Kenntnis, schweigend. Tut mir leid, Frau Profft.

Anna von Münchhausen, Textchefin der ZEIT

DIE ZEIT (Hrsg.) (2013). Sie haben es mir beigebracht. In DIE ZEIT N° 29.
Abgerufen unter: www.zeit.de/2013/29/lehrer-praegung-einzelbeispiele